

Heiko Kohfink  
*Voll behämmert:*  
*Jobchaoten*

*Zu diesem Buch:* Für Alexander Humbolt beginnt ein neues Abenteuer, als er sich nach FSJ und Ausbildung ins Berufsleben stürzt. Eine Dienstwohnung, die er bereits wenige Wochen später beziehen kann, scheint sein Glück perfekt zu machen. Die erste eigene Bude!

Doch schon bald bekommt die Idylle Risse. Ungeschickte Nachbarn versetzen Alex dabei ebenso in Angst und Schrecken wie Volksmusikmarathons und nächtliche Spontanpartys. Die Nerven liegen blank!

Bei der Arbeit sorgen todesmutige Kollegen, alkoholisierte Panzerfahrer und hoch motivierte Feuerlöscher dafür, dass keine Langeweile aufkommt. Und dann gibt es da auch noch die süße Blondine, die ihm total den Kopf verdreht und die er mit waghalsigen Stunts und romantischen Abendessen für sich gewinnen möchte ...

*Heiko Kohfink*, 1967 in Reutlingen geboren, ist Techniker und lebt mit seiner Frau, die ebenfalls schriftstellert, in der Nähe seiner Heimatstadt.

Inspiriert durch das Lesen, das schon immer seine größte Leidenschaft war, hat er sich vor einiger Zeit ans Schreiben gewagt. Dabei zählen vor allem SF und Fantasy, aber auch Humor zu seinen bevorzugten Genres.

Wenn er nicht gerade vor dem Bildschirm sitzt und über neuen Buchprojekten brütet, verbringt er gerne Zeit mit seinen beiden Söhnen, unternimmt lange Spaziergänge, liest viel oder bringt mit seinem oft sehr speziellen Humor seine Familie an den Rand der Verzweiflung.

# VOLL BEHÄMMERT



## JOBCHAOTEN

Heiko Kohfink

ISBN: 9789403637822  
Selfpublishing-Verlag: Bookmundo  
Copyright © 2021 Heiko Kohfink

Verfasser: Heiko Kohfink  
Uhlandstr.7, 72124 Pliezhausen  
Kontakt: <https://www.heiko-kohfink.de>

Covergestaltung: Constanze Kramer, [coverboutique.de](http://coverboutique.de)  
Bildnachweise:

©Ghulam, ©SasaStock, ©dinastya, ©Okea – [stock.adobe.com](http://stock.adobe.com)  
©JIANG HONGYAN, ©HomeArt – [shutterstock.com](http://shutterstock.com)  
[elements.envato.com](http://elements.envato.com), [freepik.com](http://freepik.com)

*Ein Imprint der Amazon Media EU S.à r.l., 5 Rue Plaetis, L-2338, Luxembourg*

*Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.*

*Der Autor übernimmt keine Haftung für die Inhalte der genannten Webseiten Dritter, da er sich diese nicht zu eigen macht, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweist.*

Für Fabian.

Mir ist noch nie ein Mensch begegnet, der mit  
seinem Dasein so im Reinen ist wie du.

Danke Dir, mein Sohn, Du hast mir viel über die  
wirklich wichtigen Dinge im Leben beigebracht!



# Vorwort in eigener Sache

Nachdem ich mein FSJ, das damals noch Zivildienst hieß und auch alles andere als freiwillig war, in der Altenpflege ableistete, begann ich eine Lehre zum Mechaniker in derselben Einrichtung.

Über zehn Jahre arbeitete ich danach in einer Werkstatt, die sich der Gebäudeinstandhaltung einer überregionalen Stiftung für behinderte, alte und hilfsbedürftige Menschen widmete. Schlosser, Elektriker, Maler, Installateure und Schreiner gaben dort jeden Tag ihr Bestes. Oft genug waren sie nicht nur für die Instandhaltung der Einrichtungen da, sondern auch um das seelische Wohlbefinden der Schützlinge bemüht. Inspiriert durch die damaligen Erlebnisse ist dieses Buch entstanden.

Hier sei ausdrücklich betont, dass ich mich nicht über irgendjemanden oder gar Menschen mit Behinderung lustig machen möchte. Vielmehr habe ich allein schon dadurch, dass ich seit mehr als achtzehn Jahren meinen geistig behinderten Sohn ins Leben begleiten darf, höchsten Respekt für deren Offenheit, Herzlichkeit und oft überwältigende Güte. Dass ihnen ab und zu ein kleines Missgeschick widerfährt, das sich lohnt, erzählt und liebevoll beschmunzelt zu werden, mindert meine Wertschätzung in keiner Weise.

Mit diesem Buch möchte ich zum Ausdruck bringen, dass wir uns alle oftmals skurril, chaotisch und manchmal sogar gefährlich verhalten. Mitunter sägt das gewaltig an den Nerven!

Lassen Sie sich auf die Geschichte ein, indem Sie sie als das sehen, was sie ist: Eine Sammlung von zugegebenermaßen teilweise stark übertriebenen Anekdoten, bei denen ich heute noch schmunzle, wenn ich daran zurückdenke – verpackt in eine heitere Rahmenhandlung.



# Achselschweiß und frische Farbe

»Herzlichen Glückwunsch zu Ihrem neuen Zuhause!«

Dankend setzte ich den Stift ab, mit dem soeben der Mietvertrag von mir unterzeichnet worden war. Ich nahm den Schlüsselbund entgegen, der mich zum stolzen Besitzer der kleinen Vierzig-Quadratmeter-Wohnung im vierten Stock des Mitarbeiterhochhauses machte. Die erste, eigene Bude.

»Vielen Dank«, strahlte ich Frau Niedertaler an, die geschäftig eine Klammer in das dreiseitige Formular jagte und schwungvoll lochte. Schon super, dass es so schnell geklappt hatte. Ob das an meinem einnehmenden Wesen oder an der Megavorratspackung Pralinen lag, die ich der freundlichen Verwalterin bereits bei der ersten Anfrage mitbrachte, spielte in dem Moment keine Rolle.

»Maggy, sei so nett und leg den Vertrag in unsere Ablage«, rief sie nach hinten.

Eine schlanke, brünette Frau mit schulterlangen, glatten Haaren tauchte aus einem angrenzenden Büro auf und nahm das Dokument an sich.

»Das mache ich doch gerne«, flüsterte sie so leise, dass es Mühe bereitete, sie zu verstehen, und huschte lautlos wieder davon. Mit ihrem dunkelgrauen Kleid erinnerte sie mich ein wenig an eine Maus, die versuchte, ein Stück Käse, das sie vom Esstisch geklaut hatte, in Sicherheit zu bringen.

»Das ist Margarethe Schlägler, aber alle sagen nur Maggy zu ihr«, erklärte Frau Niedertaler, die bemerkte, dass ich der entschwindenden Bürogehilfin hinterherblickte. »Sie arbeitet schon seit vielen Jahren in der Verwaltung. Und sie wohnt auch im Mitarbeiterhochhaus, sogar direkt neben Ihnen, wenn ich mich nicht irre.«

»Oh, das ist ja nett, dann sind wir Nachbarn«, rief ich Maggy zu. Doch sie blieb verschwunden und tauchte auch nicht mehr auf.

Ich wartete noch einen Moment, zuckte mit den Schultern und wandte mich nach einem freundlichen Abschiedsgruß der Tür zu. Die zwei Monate, in denen ich nun für diese gemeinnützige Stiftung arbeitete, hatten mich gelehrt, dass die Leute manchmal merkwürdig reagierten, es aber selten böse meinten.

Als die Bürotür von Frau Niedertaler leise ins Schloss fiel, dachte ich an die vergangenen Wochen zurück. Es war spannend, neue Kollegen und Aufgaben kennenzulernen.

Jeden Morgen brachte mich der Bus zur Arbeit, in dem auch einige Behinderte in die Werkstätten fuhren.

Bereits nach so kurzer Zeit kannte ich die meisten von Ihnen und es passierte mittlerweile häufig, dass ich während der Fahrt laut mit Namen gerufen oder sogar freundschaftlich umarmt wurde. Bei den übrigen Mitfahrenden löste das oft Unverständnis und Kopfschütteln aus, doch sollten die nur denken, was sie wollten!

Mir machte der Job sowie der tägliche Kontakt mit unzähligen Menschen unheimlich Spaß. Viel besser als

mein erstes Arbeitsverhältnis in Stuttgart. Tagaus, tagein an einem Bearbeitungszentrum zu stehen, um den Fräs-  
werkzeugen bei der Arbeit zuzusehen, konnte man nicht  
gerade als spannend bezeichnen.

Ich lief das Treppenhaus hinunter und begab mich direkt  
in meine neue Wohnung im Hochhaus gegenüber. Hier  
bekamen sowohl Mitarbeiter als auch Behinderte, die sich  
weitgehend selbst versorgen konnten, einen Platz zum  
Leben. Die Mieten waren günstig und da man in der Stif-  
tung nicht gerade überdurchschnittlich verdiente, emp-  
fand ich es als großes Glück, dieses Apartment ergattert  
zu haben.

Die Aufzugstür öffnete sich im vierten Stock. Leises  
Jodeln erklang. Ich drückte die gläserne Korridortüre auf  
und die Harmonien wurden lauter. Volksmusik ... Konnte  
man haben, musste aber nicht sein. In dem kleinen Flur  
dröhnte das Gejodel ganz schön. Wohnte hier womöglich  
ein Schwerhöriger mit besonderer Vorliebe für Songs aus  
dem Alpenvorland? Das fehlte mir gerade noch.

»... holudoleidiliö, wie ist das Leben so scheeee ...«

... Ein Text, den man sich nicht zu merken brauchte,  
soviel war sicher. Als ich an der Wohnung vorbeiging,  
brach die Musik ab und die Tür wurde aufgerissen. Ein  
voluminöser Mann, den ich auf Mitte vierzig schätzte,  
stürzte heraus und rannte in mich hinein. Seinem ungestü-  
men Bewegungsdrang konnte ich nur wenig entgegen-  
setzen.

»Na, das geht ja gut los«, dachte ich und versuchte, den Kerl zu mustern, der da so spontan aufgetaucht war und mich nun gegen die Flurwand drückte. Viel sehen konnte ich leider nicht, dazu stand er zu dicht. Es wurde auch etwas beschwerlich zu atmen. Außerdem roch er ziemlich streng. Schweiß, Rasierwasser und Parfüm vermischten sich in einer Duftwolke, die einen leichten Würgereiz auslöste. Zumindest bei mir!

Endlich ließ der Druck nach und er hüpfte einen Schritt zurück. Nicht genug, dass ich seinen Geruch aus der Nase bekam, doch wenigstens soweit, dass meine Atmung wieder einsetzte.

»Uiuui, das wollte ich nicht«, schrie er los. »Ich hab dich nicht gesehen. Ist dir was passiert?«

Dazu wäre mir so einiges eingefallen, aber ich hielt mich zurück. Man wollte es sich ja nicht schon am ersten Tag mit den Nachbarn verscherzen. Daher schüttelte ich nur den Kopf. Schien ja tatsächlich schwerhörig zu sein, der Arme. Jedenfalls redete er in einer Lautstärke, die jedem Marktschreier Respekt abgenötigt hätte. Und die Geschwindigkeit, in der er sprach, ebenfalls.

»Nein, nein, alles in Ordn ...«

»Oh, prima«, ratterte er los. »Ich bin der Sigggi. Ich wohn hier! Bist du neu? Hab dich noch nie gesehen. Wohnst du auch hier?«

Ich konnte nur nicken und setzte erneut zu einer Antwort an.

»Öh, ja ich ziehe gera ...«

»Oh prima«, brüllte er. »Muss weiter, bin spät dran. Hat mich gefreut. Komm doch mal rüber. Können

zusammen Musik hören. Steh voll auf Volksmusik. Du auch? Also dann, machs gut.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, rannte er los, knallte die Flurtür hinter sich zu und polterte das Treppenhaus hinab. Seine Duftwolke leider nicht – die blieb hartnäckig im Flur kleben. Fassungslos blickte ich hinterher. Der Siggis-Tornado war über mich hinweggefegt und ließ mich zerzaust zurück. Doch immerhin: Ich lebte noch!

*»Zusammen Volksmusik hören«, dachte ich. »Wovon träumt der nachts? Nur über meine Leiche.«*

Ich löste mich von der Flurwand und ging auf mein Appartement zu. Gespannt öffnete ich die Tür und trat ein. Natürlich hatte ich die Wohnung schon besichtigt. Doch da wurde sie gerade renoviert. Was bedeutete, dass die stiftungseigenen Maler die Wände strichen.

Beim Eintreten wehte mir der Geruch von frischer Farbe entgegen. Definitiv angenehmer als der Siggis'sche Frontalangriff auf meinen Geruchssinn. Den bekam ich sicher den ganzen Tag nicht aus der Nase!

An einen winzigen Flur schloss sich linker Hand ein kleines Badezimmer an. Geradeaus ging es in das Wohnschlafzimmer, an das ein Balkon und eine äußerst überschaubare Küche angrenzten, in der man kaum umfallen konnte. Die Fensterfront bot einen tollen Blick über das ganze Gelände. Ich konnte zwischen Großküche und Behindertenwerkstätten die hohen Garagen erkennen, in denen die Arbeitsplätze der Betriebshandwerker lagen. Dort begann auch für mich jeden Morgen die Arbeit, die

im Wesentlichen daraus bestand, Gebäude und Einrichtungen instandzuhalten.

Doch genug geträumt, schließlich wollte hier eine Wohnung eingerichtet werden. Ich wandte mich seufzend von der schönen Aussicht ab, holte ein kleines Notizbuch aus der Brusttasche der Latzhose und notierte die noch fehlenden Einrichtungsgegenstände. Das neue Bett lagerte bereits bei meinen Eltern in der Garage. Bei ihnen wohnte ich, seit dem Ende des FSJs. Während der Ausbildung bedeutete das vor allem finanziell ein dickes Plus, da ich keine Miete bezahlen musste. Es gab definitiv Schlimmeres als im Hotel Mama abzusteigen!

Auch in dieser Hinsicht lohnte sich der Arbeitsstellenwechsel. Jeden Tag die lange Strecke nach Stuttgart zu fahren, blieb mir jetzt erspart. Statt zwei volle Stunden unterwegs zu sein, reduzierte sich diese Zeit auf zwanzig Minuten. Und dank der eigenen Wohnung konnte ich diese Spanne nochmals deutlich drücken. Purer Luxus! Wer hatte schon einen so kurzen Weg zur Arbeit?

Auch die Schrankwand wartete bereits im Möbelhaus auf mich und musste lediglich abgeholt werden.

Nach einer halben Stunde legte ich den Stift zur Seite. Die Liste hatte es in sich. Ich blickte auf mindestens zwei bis drei Monatsgehälter, die sich da in meinem Notizbuch versammelten. Da würden wohl zunächst nur die wichtigsten Anschaffungen drin sein!

# Die Fledermaus im Glockenturm

Zwei Wochen später war die kleine Wohnung schon sehr gemütlich eingerichtet. Gut, es fehlte noch das eine oder andere und auch die Baufassungen mit Glühbirnen versprühten allerhöchstens den Charme einer Gefängniszelle. Aber es war das eigene Reich!

Am frühen Morgen hatte ich mit Mike, meinem besten Kumpel und darüber hinaus einem Kollegen aus der Werkstatt, die Wohnwand im Möbelhaus abgeholt. Leider konnte er mir nicht beim Aufbau helfen und so bastelte ich seit dem Mittag allein daran herum. Nachdem sie nun endlich aufgebaut dastand, saß ich mit einem Kaffee auf dem Sofa und betrachtete voller Stolz das Werk der vergangenen Stunden.

Ich setzte meine aktuelle Lieblingstasse mit dem Schriftzug »*Ich muss gar nix!*« zu einem weiteren genussvollen Schluck an die Lippen, als ein unglaublicher Lärm durch die kleine Wohnung dröhnte. Er glich einer mächtigen Welle, der ich nichts entgegensetzen konnte. Nein, eigentlich handelte es sich eher um einen Tsunami, der mich hinwegfegte!

Vor Schreck verschüttete ich den Kaffee. Heiße Tropfen spritzten auf die kurze Hose und über meine nackten Schenkel, was den deutlich schlimmeren Teil des Desasters ausmachte. Das wilde Gehüpf und die laut ausgestoßenen Brülllaute, mit denen ich versuchte, den Schmerz zu mildern, hätten jeden Mediziner beim Regentanz

vor Neid erblassen lassen. Sicher wunderten sich in diesem Moment irgendwo auf der Welt die Menschen darüber, wo der spontane Regenguss herkam.

Sorry, Leute, das ging dann wohl auf meine Kappe!

Ich hetzte ins Bad, stellte das Bein in die Wanne und löschte mit kaltem Wasser. Mann, tat das gut! Ein herrliches Gefühl, als der Schmerz nachließ. Leider nur das Brennen auf dem Schenkel, nicht jedoch die Stiche im Schädel.

»Aua, verdammt, was zum Teufel ist denn hier nur los?«, stieß ich gequält aus und hielt mir die Ohren zu. Minuten später verstummte das infernalische Sirren. Die folgende Ruhe fühlte sich geradezu paradiesisch an, doch genießen konnte ich sie nicht, da der Krach bereits wieder einsetzte.

Die nächste halbe Stunde wechselten sich minutenlanger ohrenbetäubender Lärm und gespenstische Stille ab. Hier musste es sich um eine neuartige, perfide Foltermethode handeln, die an den unschuldigen Bewohnern des Hochhauses erstmalig ausprobiert wurde. Diese Vermutung wurde durch die Stimmen der Schweinegger Herzensbrecher untermauert, die sich aus der gegenüberliegenden Wohnung ohne Vorwarnung mit voller Lautstärke durch das Stockwerk fraßen! Dass da der Putz nicht von den Wänden fiel, konnte ich nur als ausgewachsenes Wunder ansehen!

»... ja, das ist das Leben, ja, so ist das eben ...«

Wieso das Volksmusikduo, das sich in den letzten Monaten bei den Anhängern dieser Musikrichtung äußerster Beliebtheit erfreute, so erfolgreich war, stellte



in meinen Augen eines der großen Rätsel unserer Zeit dar. Doch ohne Zweifel schwammen die schwarz-grün-gelb gekleideten Brüder aus dem Allgäu, die wegen ihrer schillernden Trachtenoptik auch das Jamaikaduo genannt wurden, momentan auf der Welle des Erfolgs. Dass ihr größter Fan in der Wohnung gegenüber hauste, erfuhr ich leider erst nach dem Einzug.

Der Rest der Lyrik ging gnädigerweise wieder in der Symphonie für eine Bohrmaschine von Ludwig van Nervtöter unter. Die Gehörschutzstöpsel, die ich beim hektischen Durchwühlen meiner Arbeitsjacke hervorzuberte und im Anfall völliger Verzweiflung viel zu tief in die Ohren ramnte, brachten da keine Linderung.

Im Gegenteil!

Da half nur noch die Flucht in die Duschwanne. Ich drehte den Wasserstrahl so weit auf, wie es ging, doch nicht einmal das plätschernde Wasser in Kombination mit den verstopften Gehörgängen bewahrten mich vor dem hohen Kreischen der Bohrmaschine, das erbarmungslos an den Nerven zerrte. Als ich Minuten später wieder aus der Badewanne stieg, nagelten die Akkorde des Volksmusikduos meine Stimmung vollends an die Wand.

»... und du sagst immer: Spatzilein, dir kann ich nicht verzeih'n ...«

Das konnte auch ich nicht besser formulieren! In diesem Moment beschloss ich, dass diesen Worten Taten folgen sollten. Dem Wahnsinn musste ein Ende gesetzt werden. Eine geschlagene Stunde tobte nun schon der Krieg der Bohrmaschine gegen die Stimmen der Volksmusik.

Ich bin eine Seele von Mensch und es dauert wirklich sehr, sehr lange, bis mir der Geduldsfaden reißt, aber hier und jetzt stand fest: Es war genug!

Bestärkt durch die anfeuernden Worte der Allgäuer Sangesbrüder, machte ich mich wutschnaubend auf den Weg.

»... Stell ihr doch die Fragen, die so an dir nagen,  
dann ist das Leben gleich halb so schwer ...«

Aber hallo, das konnten sie laut singen, dass Fragen beantwortet werden mussten! Mit nassen Haaren stürzte ich auf den Flur und klingelte Sturm im Hause Schlägler.

Ja, richtig geraten! Die junge Frau, die mir vor Wochen das erste Mal in der Verwaltung bei der Schlüsselübergabe begegnet war, wohnte nebenan. Doch bei ihr handelte es sich bestimmt nicht um die Urheberin des Lärms. Oh nein! Mit Sicherheit rührte dieser Angriff auf meine Trommelfelle von ihrem Mann Manfred her, einem schlaksigen Mittdreißiger, dessen bereits schütteres, braunes Haar ihm den Spitznamen Doktor Kranz bescherte. Ob die beiden eine leichte geistige Behinderung hatten, wusste ich nicht. Dass sie aber nur einfache Hilfsarbeiten in der Stiftung ausführen konnten, ließ darauf schließen. Wie auch immer, auf ihre Art ein wirklich süßes Pärchen. Eben zwei, von denen man mit Fug und Recht behaupten konnte: Die haben sich gesucht und gefunden! Sie ruhig und schüchtern, er laut und meist verpeilt.

Eines lernte ich bereits in den ersten Tagen, die ich hier wohnte: Er ging seinen Mitmenschen in der Regel vollkommen unbeabsichtigt auf die Nerven. Das dann aber umso heftiger. So wie jetzt!

Mein Daumen massakrierte erneut die Klingel! Natürlich hörte das niemand, die Bohrgeräusche übertönten alles. Frustriert stand ich mit hängenden Schultern da und wollte das Schlachtfeld schon kampfflos verlassen. Die Herzensbrecher setzten zum finalen Vernichtungsschlag an: »... Hurra, hurra, die Feuerwehr ist wieder da, hurra, hurra, sie kommt mit viel Tatü Tata. Hurra, hurra, die Feuerwehr ist da ...«

Wie kam man nur auf solche Texte? Musste da jemand Germanistik studieren oder flog es einem einfach so zu? Ich wusste es nicht. In dem Moment trat eine kurze Pause ein – sozusagen Waffenruhe an der Bohrerwie auch an der Volksmusikfront – und ich witterte meine Chance. Erneut drückte ich den Klingelknopf fast durch die Wand. Schritte näherten sich von drinnen.

»Yes, geschafft, ich habe ihn«, dachte ich voller Vorfreude und ballte die Faust zur Siegespose. Erst reden oder direkt erwürgen? Eine schwere Entscheidung. Über deutlich mehr Charme verfügte momentan Option zwei!

Die Tür öffnete sich und Doktor Kranz erschien vollkommen verschwitzt. Hinter ihm waberte leichter Nebel durch die Wohnung. Rauchte er etwa? Na das fehlte mir als überzeugtem Nichtraucher gerade noch! Ich schnupperte. Roch allerdings eher nach verbranntem Metall als nach Tabak. Hatte der Unglückswurm womöglich eine Leitung angebohrt? Ich beschloss, direkt in die Offensive zu gehen: »Sag mal, Manni, was zum Geier treibst du eigentlich? Versuchst du, einen Fluchttunnel in den dritten Stock zu buddeln?«

Er schaute mich verständnislos an. An ihm prallten Sarkasmus und Ironie so selbstverständlich ab, wie Kugeln an Supermans blaurotem Flugstrampler.

»Hey, äh Tag Alex. Nee, äh, kein Tunnel. Warum sollte ich denn einen graben? Unter uns wohnen doch Glöckners.«

»Ja genau, und neben dir wohnt kein Glöckner, obwohl ich mich schon wie 'ne Fledermaus im Glockenturm fühle! Mann, bei dem Lärm kriegt man ja Gehörkrebs! Noch mal: Was zum Geier treibst du da?«

Ich war geladen. Manni nicht. Offensichtlich machte er sich bisher nicht allzu viele Gedanken darüber, dass seine Feierabendbeschäftigung vielleicht irgendjemanden stören könnte. Er kratzte sich am Kopf, während die Informationen langsam, aber stetig in sein Gehirn sickerten. Bei Manni musste man Geduld haben, das wusste ich. Doch im Moment wollte ich nicht warten!

»Also, was ist nun?«, versuchte ich den Denkprozess zu beschleunigen. »Hört dieser infernalische Lärm heute noch irgendwann auf, oder sollte ich besser gleich meine Sachen packen und ausziehen?«

Weiterhin vor sich hin transpirierend stand er da und schaute mich ratlos an. Erneut scharrtten seine Finger über das schütterere Haupthaar. Wenn er so weitermachte, würde aus dem Spitznamen Doktor Kranz bald Doktor Platte werden. Ich begriff, dass hier mit Unmutsäußerungen nicht weiterzukommen war, und beschloss, die Strategie zu ändern.

»Kann ich dir vielleicht irgendwie helfen?«

Hatte ich das wirklich gesagt? Der Lärm der Bohrmaschine in Kombination mit diesen vermaledeiten Schlagermelodien mussten meine kognitiven Fähigkeiten so weit herabgesetzt haben, dass mir das einfach so rausrutschte. Manni erreichte das Angebot jedenfalls sofort. Deutlich zügiger als die Fragen vorher. Innerhalb von Sekundenbruchteilen wechselte sein Gesichtsausdruck von ratlos resigniert zu maßlos erfreut.

»Mensch, Alex, das würdest du tun?«, freute er sich. »Oh, toll, echt, das ist ja super. Ich weiß ja auch schon nicht mehr, was ich machen soll.«

Da hatte ich mich wohl selbst ins Aus geschossen. Auf der anderen Seite konnte es eine gute Idee sein, zu helfen. Dann würde der Lärm sicher schneller beendet sein.

»Na komm, lass mal sehen, was du da treibst«, murmelte ich und lief hinter meinem freudig strahlenden Nachbarn in den Nebel hinein. Maggy saß im Wohnzimmer still auf der Couch. Sie grüßte mich leise, gab aber sonst kein Lebenszeichen von sich. Allem Anschein nach paralysiert von dem ganzen Krach. Verständlich.

Am Kücheneingang stieg vom Fußboden Rauch auf. Neben der Tür lag eine Bohrmaschine, die aussah, als wäre sie bereits vor der Jahrhundertwende gebaut worden. Und ich rede hierbei nicht vom Millennium!

»Also Manni, jetzt erzähl mal, womit du dich seit Stunden vergnügst«, forderte ich ihn auf. In Richtung seiner Frau fügte ich hinzu: »Hey Maggy, wärst du so nett, die Balkontür zu öffnen, damit der Nebel rausgeht? Sonst kommt am Ende tatsächlich noch die Feuerwehr.«

Wundert mich eh, dass die Rauchmelder bei diesem ganzen Qualm nicht angesprochen haben.«

»Oh, das kann ich erklären«, freute sich Manni darüber, zumindest ein Mysterium aufdecken zu können. »Ich hab die Dinger abgeschraubt und zu Siggie rübergebracht. Das war doch eine gute Idee, oder nicht?«

Beifallheischend sah er mich an. Ich nickte überrascht. Ja, klar, es ergab Sinn, die Rauchmelder zu entfernen, bevor man Qualm erzeugte. Das hätte ich Doktor Kranz gar nicht zugetraut. Auf der anderen Seite brachten die Dinger natürlich in der Wohnung gegenüber herzlich wenig, wenn Manni seine Bude abfackelte. Das hatte der Vermieter bestimmt nicht bedacht, sonst wären die Rauchmelder gleich an der Decke festgeklebt worden.

Maggy erhob sich zu den letzten Klängen des Feuerwehrlieds aus dem Ostallgäu wortlos vom Sofa, um meiner Bitte nachzukommen. Irgendwie waren die beiden ja wirklich rührend. Da bohrte er wie ein wildgewordener Derwisch Löcher in den Boden, dass es nur so rauchte, und sie saß brav im Epizentrum des Wahnsinns und kam noch nicht einmal auf die Idee, frische Luft hereinzulassen.

»Ja, äh, also eigentlich wollte ich nur so eine Aluplatte befestigen«, versuchte Manni, sich zu erklären. Ich verstand nur Bahnhof.

»Aluplatte? Was denn für eine Aluplatte? Zeig mal her.«

Manni verschwand im Nebel und kehrte mit einer Abdeckleiste zurück. Die Sache wurde klarer. Auch weil

der Qualm langsam, aber sicher durch die nun geöffnete Balkontür entweichen konnte.

»Aha, du willst die Stolperfalle hier beseitigen? Na, so wie die Stelle aussieht, ist das eine gute Idee.«

Der Laminat, der alles andere als fachgerecht verlegt war, ließ eine fette Spalte zwischen Wohnzimmer- und Küchenboden frei. Ich wollte mir lieber nicht vorstellen, wie weh das tat, wenn man da barfuß durch die Gegend stolperte und mit dem großen Zeh hängen blieb.

Bei näherer Betrachtung der Aluleiste stellte ich fest, dass sich in dieser gerade mal vier Löcher befanden, durch die allenfalls winzige Schrauben durchpassten. Es wurde immer schleierhafter, warum Manni seit geschlagenen anderthalb Stunden auf dem Fußboden und den Nerven seiner Nachbarn herumbohrte. Gut, bei seiner Maschine handelte es sich um ein Vorkriegsmodell, das einen Platz im Deutschen Museum sicher verdient hätte. Aber selbst mit dieser Rarität müsste es möglich sein, vier kleine Löcher mit einem Durchmesser von fünf Millimetern in den Boden zu bringen. Schließlich bestand der Estrich nicht aus Granit!

»Ja und? Das ist doch gleich erledigt«, wunderte ich mich. »Wieso bohrst du denn da so lange daran herum?«

Panik blitzte in Mannis Augen auf, als ich nach der Bohrmaschine griff.

»Ich weiß auch nicht«, stammelte er. »Erst ging es ja ganz gut. Aber schon beim zweiten Loch ist es einfach nicht weitergegangen. Und dann fing der Boden an, zu rauchen.«

Ratlos stand er mit gesenkten Schultern da und starrte auf die Bohrmaschine. Ich richtete die Aufmerksamkeit ebenfalls auf das Corpus Delicti und untersuchte das Elektrogerät in meinen Händen. Den Fehler fand ich schnell, der eingespannte Bohrer war vorne kugelförmig geschmolzen. Feine Rauchfäden stiegen auf und zeugten davon, dass man ihn momentan besser nicht anfasste.

»Wie hast du das nur hinbekommen?«, schüttelte ich fassungslos den Kopf. »Mit dem Ding kannst du nicht mal mehr Löcher in den Emmentaler stanzen!«

»Wieso sollte ich da denn Löcher reinbohren? Sind da nicht schon welche drin?«, gab Manni erstaunt zurück.

Mein Fehler. Wie konnte ich nur die Resistenz von Doktor Kranz gegen jede Art von Sarkasmus vergessen? Daher beschloss ich, die Unterhaltung in eine andere Richtung zu lenken.

»Also jedenfalls ist dieser Bohrer hinüber. Hast du noch welche da?«

»Klar, hab extra einen ganzen Satz davon gekauft«, strahlte Manni und verschwand erneut in der Küche, um mir Sekunden später stolz eine kleine Holzkiste in die Hand zu drücken.

Mir schwante bereits Fürchterliches und mein Gefühl wurde bestätigt, als ich die Schachtel öffnete. Im Inneren befand sich ein nagelneuer Satz Bohrer. Holzbohrer, wohl gemerkt, keine für Stein und noch nicht einmal welche für Stahl. Wobei die Letzteren im Steinboden auch nicht viel nutzten ...



»Siehst du, die sind ganz neu«, erklärte Manni. »Gestern erst gekauft. Und teuer waren die. Trotzdem taugen sie nichts. Ich versteh das nicht.«

Krampfhaft verkniff ich einen Lachanfall, konnte aber nicht verhindern, dass sich ein breites Grinsen ungehemmt auf meinem Gesicht ausbreitete. Ich malte mir aus, wie die Kollegen morgen reagieren würden, wenn ich ihnen diese Geschichte erzählte. Die Vorstellung daran ließ mich den Ärger der letzten Stunden vergessen. Jedenfalls fast!

»Mensch, Manni, das sind Holzbohrer! Damit kannst du keine Löcher in den Zement bohren!«

Manni war fassungslos. Aber nur kurz.

»Oh, äh, tatsächlich? Wieso denn, die sind doch auch aus Stahl, oder nicht?! Na, dann geh ich morgen gleich los und hol mir die Richtigen.«

Dieser Satz wischte mir das Grinsen schlagartig aus dem Gesicht. Ich konnte nicht zulassen, dass sich Manni mit seiner Nostalgie-Bohrmaschine nochmals in die Schlacht stürzte. Nicht auszudenken, was sich dabei für neuerliche Katastrophen auftun konnten! Außerdem vertragen meine Trommelfelle fürs Erste keinen Lärm mehr.

»Nee du, lass mal stecken«, erwiderte ich deshalb. »Ich komm morgen nach der Arbeit mit 'ner Hilti bei dir vorbei. Dann haben wir die Schiene schnell montiert.«

Manni war sprachlos. Dieses Entgegenkommen kam unerwartet, nachdem ich noch vor wenigen Minuten wutschnaubend vor seiner Tür gestanden hatte.

»Mensch, äh, Alex, das ist aber nett von dir«, stammelte er.

»Keine Ursache, das ist nicht der Rede wert«, wiegelte ich gönnerhaft ab und kehrte in meine Wohnung zurück. Maggys dankbarer Blick, den sie mir zuwarf, als sie realisierte, dass das nervtötende Bauprojekt ihres Mannes für heute eingestellt wurde, entschädigte mich sogar teilweise für das Lied der Schweinegger Herzensbrecher, das laut durchs Treppenhaus klang.

»...am Ende wird alles gut, Holaduliö, holaho ...«

# Von Türen, Mardern und Motorenöl

Eine Woche später war die abendliche Bohraktion schon fast wieder vergessen. Oder zumindest hätte ich vielleicht nicht mehr daran gedacht, wenn nicht Manni, den man täglich auf seinem Postfahrrad im Gelände antraf, jedes Mal abgestiegen wäre, um mir überschwänglich zu danken. Was das anging, musste er wohl das Gedächtnis eines Elefanten besitzen!

Das Ganze wurde mir langsam peinlich. Die Kollegen machten sich mittlerweile einen Spaß daraus, mich mit Sprüchen wie »Alex, pass auf, da hinten kommt er!« oder »Habe ich da nicht eben ein gelbes Fahrrad gesehen?« zusammenzucken zu lassen. Dafür, dass die Montage der kleinen Aluminiumschiene am nächsten Tag nur fünf Minuten gedauert hatte, währte diese Dankesphase deutlich zu lange. Erst, als ich ihm unmissverständlich klar machte, es wäre nun genug und ich würde ihm nie, nie, NIE mehr helfen, wenn er nicht aufhörte, gab er auf.

Nachdem die Gefahr gebannt war, von einem gelben Postradler vor lauter Dankbarkeit überfahren zu werden, konnte ich mich wieder meinen Aufgaben widmen. Im Moment sollte ich eine defekte Tür in der Behindertenwerkstätte reparieren. Nach einigem Suchen fand ich sie. Wie sich herausstellte, hatte sie einer der Beschäftigten aus den Angeln gerissen.

»Aber der Henry, der hat das nicht absichtlich gemacht«, versicherte mir der Werkstattleiter mit dem türlosen Büro. »Das ist ein ganz Netter. Fleißig ist er auch. Arbeitet da hinten an der Drehbank und stellt Industriezulieferteile her. Na ja, er leidet halt unter einem Tremor, da kann er nix für.«

Damit konnte ich nichts anfangen. An der besagten Maschine stand ein bulliger, untersetzter Mann. Auf dem Kopf trug er eine Art Helm. Wozu er diese Kopfbedeckung wohl brauchte? Sein Muskelshirt entblößte Arme im Umfang meiner Oberschenkel. Der kleine Kerl wirkte verhältnismäßig furchteinflößend, was von einem beständigen Zittern seines Körpers verstärkt wurde.

Henry kannte ich vom Sehen. Er radelte immer zur Arbeit und auch in der Stadt begegnete er mir hin und wieder. Eine auffälligerere Erscheinung im Straßenverkehr als er war selten. Mit Karacho schoss er auf dem Mountainbike durch die Gegend, sodass es einem ganz schwummrig werden konnte. Dabei zitterte er dermaßen stark, dass man befürchten musste, er würde vom Rad stürzen oder in parkende Autos, Häuser und Passanten krachen.

»Nie davon gehört«, erwiderte ich. »Was muss ich mir denn darunter vorstellen?«

»Na ja«, erklärte der Werkstattleiter. »Er leidet unter einem besonders heftigen Muskelzittern, das ihn permanent begleitet. Henry wackelt dermaßen, dass man oft Angst hat, er fällt gleich um. Was im Übrigen immer

wieder mal passiert. Deshalb trägt er auch den Kopfschutz. Damit er sich dabei nicht wehtut.«

Ich machte mich an die Arbeit. Die Tür hatte Henry sauber zerlegt. Während ich versuchte, die Bänder in den Rahmen einzudrehen, beobachtete ich verstohlen den Urheber dieses Desasters. Er schien bestens gelaunt zu sein und sang, pfiiff, und lachte. Ganz nebenbei bearbeitete er Drehteile in beeindruckender Geschwindigkeit. Ich beschloss, hinüberzugehen, nachdem die Tür wieder funktionierte.

»Nur zu, der freut sich, wenn mal jemand mit ihm redet«, schmunzelte der Werkstattmeister, als ich ihn fragte, ob das in Ordnung ginge.

Henry stand an einer numerisch gesteuerten Maschine, was bedeutete, dass er die Teile manuell spannen und bearbeiten musste. An einem Zahlendisplay konnte er ablesen, ob er in der Toleranz arbeitete oder nicht. Die Zustellung des Werkzeugschlittens erfolgte über ein Drehrad, an dem der kleine, kräftige Mann mit Hingabe kurbelte. Als ich neben ihm stand, schaute er auf und begrüßte mich herzlich.

»Hallöle, wer bisch du denn?«<sup>1</sup>, fragte er leicht stotternd.

»Aha, ein Einheimischer«, dachte ich, »Dem hört man selbst auf zehn Kilometer Entfernung an, dass er aus dem Schwabenland stammt.«

---

<sup>1</sup> Hallo, wer bist du denn?

»Hallo, Henry, ich bin Alex. Hab gerade die Tür repariert, die du auseinandergenommen hast. Respekt, so was sieht man auch nicht jeden Tag.«

Er sah derart stolz aus, als ob es nichts Ehrenvolleres gäbe, als eine Bürotür aus den Angeln zu reißen. »Ha, des hann i ned mid Absichd gmachd! Dui isch oifach so rausgfalla!«<sup>1</sup>

Schon klar! Das hörte man ja häufig, dass sich Türen spontan dazu entschlossen, aus dem Rahmen zu fallen.

Ich lachte. »Ja, logisch. Ist nicht schlimm und ich hab's ja wieder hingekommen. Darf ich dir mal beim Arbeiten über die Schulter schauen?«

Henry schien sich zu freuen, dass ich ihm eine Weile Gesellschaft leisten wollte. Er nickte begeistert und machte sich mit Feuereifer ans Werk.

Ich konnte kaum glauben, was ich da sah. Er packte den Support, als wolle er ihn aus dem Maschinenbett reißen. Dabei kurbelte er mit einem so massiven Zittern am Oberschlitten, dass ich erschrocken hinter ihm in Deckung ging und auf das laute Krachen wartete, mit dem der Drehmeißel ins Backenfutter knallen würde. Doch das Geräusch blieb aus!

Es faszinierte mich, mit welcher Präzision er, ungeachtet seiner Krankheit, die Teile hinzauberte und sich währenddessen mit mir unterhielt. Beim Reden zitterte seine Stimme wie der Rest des Körpers. Es hörte sich an wie ein sehr schnelles Stottern. Henry schien ein erstaunlicher Mensch zu sein, der sich trotz seines Handicaps pudelwohl bei der Arbeit und in seiner Haut fühlte.

---

<sup>1</sup> Das habe ich nicht absichtlich gemacht. Die ist einfach herausgefallen!

Von seiner Behinderung ließ er sich nicht unterkriegen. Im Gegenteil! Gut gelaunt und für jeden Spaß zu haben, plauderte er völlig unangestrengt mit mir. Er freute sich darüber, dass wir über eine halbe Stunde miteinander quatschten. Als ich aufbrach, schaute er ein wenig traurig und die Zuneigung übermannte ihn.

»Du bisch an Neddr, des hann i glei dengd«<sup>1</sup>, meinte er. Ich wurde spontan in die Arme genommen und gedrückt. Und wenn ich gedrückt sage, dann meine ich das auch so! Junge, konnte der zupacken. Knochen und Rippen knackten empört. Ich sah mich bereits im Streckverband im Krankenhaus.

»Sie können gut mit den Menschen«, rief der Werkstattmeister lachend, als ich an seinem Büro vorbeiging. »Schon mal daran gedacht, etwas in der Behindertenarbeit zu machen? Fähige Mitarbeiter können wir immer brauchen.«

Er traf einen Punkt, über den ich mir ebenfalls in der Vergangenheit schon oft den Kopf zerbrochen hatte.

Nach dem Abi lag meine weitere Zukunft alles andere als klar vor mir. Ein Studium – gleich welcher Art – kam für mich nicht infrage. Daher beschloss ich, ein FSJ in einem Altenheim einzuschieben. Diese Zeit wollte ich nutzen, darüber nachzudenken, wohin die Lebensreise gehen sollte.

Als Hilfspfleger dachte ich tatsächlich oft daran, in den Pflegeberuf einzusteigen. Die Arbeit mit den Menschen dort machte mir Spaß. Vor allem die

---

<sup>1</sup> Du bist nett, das habe ich gleich gedacht.

Dankbarkeit der alten Leute, die sich darüber freuten, dass sich jemand für sie Zeit nahm, begeisterte mich. Letzten Endes handelte es sich aber um einen schlecht bezahlten Knochenjob. Viele der meist weiblichen Pflegekräfte klagten schon nach wenigen Jahren über akute Kreuzschmerzen, Bandscheibenvorfälle und sonstige gesundheitliche Probleme. Und sie bemängelten, dass die Freude an der Arbeit auf der Strecke blieb, weil sie sich kaum um die Belange, Sorgen und Nöte der Bewohner kümmern konnten, sondern nur den Zeitplänen hinterherjagten.

Letztendlich wandte ich dem Beruf des Altenpflegers widerstrebend den Rücken zu und orientierte mich in Richtung Industrie.

Ich absolvierte eine Ausbildung zum Industriemechaniker bei einem großen Automobilunternehmen in Stuttgart. Das Arbeiten mit meinen Mitauszubildenden machte viel Spaß und die Berufsschule bereitete mir mit dem Abitur in der Tasche kein Kopfzerbrechen. Bereits zweieinhalb Jahre später stand dank guter Noten der Übernahme und einer Karriere in der Industrie nichts im Weg.

Das Leben konnte beginnen ...

... und endete auch schon in der Probezeit wieder, da ich schnell bemerkte, dass das Bestücken eines Bearbeitungszentrums im Akkord kaum etwas mit Spaß und noch weniger mit Kommunikation zu tun hatte. Die Maschine war mir einfach nicht redselig genug! Konnte ja keiner wissen, dass der gut bezahlte Job so eintönig sein würde.



Es folgten Bewerbungen bei einer Vielzahl von Unternehmen im ganzen Umland, die mich schließlich auch in die gemeinnützige Stiftung in meiner Heimatstadt führten, in der ich witzigerweise bereits das FSJ gemacht hatte.

Manchmal ist die Welt ein Dorf!

Der Meister der Werkstätten, Herr Rauschenhofer zeigte mir am Ende des Bewerbungsgesprächs die Schlosserei und stellte mir die Kollegen vor. Danach saßen wir in seinem Büro und klärten in aller Ruhe die übrigen Fragen.

Er wies auf die Altenheime, psychiatrischen Krankenhäuser und die Behindertenwerkstätten hin. Letztere befanden sich direkt neben meinem zukünftigen Arbeitsplatz. Auch von den vielen kleineren Werkstätten, Bauernhöfen und Heimen, die über das Land verstreut lagen und von den technischen Abteilungen betreut wurden, erzählte er ausgiebig. Das gefiel mir. Endlich nahm sich jemand Zeit, einmal alles zu erklären.

Nicht immer nur höher, schneller, weiter und gleichzeitig billiger lautete die Devise. Stattdessen hatte ich das Gefühl, dass es auf das Miteinander ankam. Mein Eindruck war am Ende so positiv, dass ich unmittelbar nach dem Gespräch spontan zusagte.

Bisher, ohne es zu bereuen. Zwar konnte der Verdienst nicht gerade als üppig bezeichnet werden, aber ich liebte die abwechslungsreiche Beschäftigung und die zugegebenermaßen oft skurrilen Charaktere, die mich täglich umgaben.